

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 21 (1965)
Heft: 1

Artikel: Weiter ohne Erziehung zum Sprechen?
Autor: Berger, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sein?! Aber vielleicht ist „langölliger“ Nach-Rasur-Sud „effekt-sicherer“...

PS. Heute morgen ist mir wieder eine geniale — scheint es — Idee gekommen. Bevor ich den hundertfältigen „Anreißern“ der unter-, hinter- oder überschwellig gesteuerten Werbung das kopflose Vertrauen unserer Wohlstandsgeneration mit entgegenbringe, werde ich erst einmal diese vornehm-anbiedernden, verschämtharten und gummihammerhaften Schlagworte kleinlich analysieren. Dem ganzen Bluff will ich meine unbescholtene Stirn bieten und die Arten, besser: die Un-Arten dieser *neuen Gaunersprache* beschreiben, anprangern. Währenddessen werde ich jedoch dulden müssen, daß meine beiden Söhnchen „glückliche Milch von glücklichen Kühen“ trinken. („Die Tat“)

Weiter ohne Erziehung zum Sprechen?

Unter diesem Titel hat im letzten Heft (6/1964, S. 164 ff.) *Armin Ziegler* die nachgerade dringende Forderung nach zureichender Ausbildung unserer Lehrer (und dann ihrer Schüler) im lebendigen, namentlich mündlichen Gebrauch des Hochdeutschen gestellt.

Der Rektor der Eidg. Technischen Hochschule sagte: „Die Schwerfälligkeit, Verschwommenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausdrucksweise, wie man sie selbst beim akademisch Gebildeten täglich antrifft, mahnt zum Aufsehen“ (ebendort S. 162).

Wir geben hier einer weitern Stimme Raum. Die Auseinandersetzung soll weitergehen. (Beachten Sie auch den „Sprechspiegel“ in diesem Heft.)

Schriftl.

Die ältere Generation der Mittelschullehrer erinnert sich noch daran, mit welcher Tatkraft Dr. Hans Fischer, der am 1. Dezember 1963 80 Jahre alt geworden ist, als Bieler Rektor für die Gymnasialreform und für ein neues Maturitätsreglement eingetreten ist. Trotz starker Widerstände hatte er fürs erste an seiner eigenen Schule Ordnung geschafft, indem er das Untergymnasium der Oberstufe besser anpaßte, als es früher der Fall war. Im eigenen Hause sorgte er dafür, „daß in Unterricht, Lehre, Erziehung nichts geschieht, was nicht altersgemäß ist, daß aber gleichzeitig alles geschieht, um die Schüler in einfacher Weise auf die Aufgabe der Oberstufe vorzubereiten“.

Unter Bildung versteht er nichts anderes, „als junge Leute zu wertenden, Werte bewahrenden, Werte schaffenden Menschen zu erziehen. Das muß bei der Vorbereitung auf die Hochschule die Hauptaufgabe des Gymnasiums bleiben“. Rektor Hans Fischer verlangte von seinen Kollegen und Mitarbeitern, ohne Unterlaß die Stoffauswahl und die Methoden zu prüfen und sie neuen Erkenntnissen anzugleichen. Dazu sind aber nur jene Unterrichtenden imstande, die sich nicht so sehr als Fachlehrer, sondern in erster Linie als Gymnasiallehrer fühlen und die bestrebt sind, ihre Arbeit von ihrem Standort aus aufs Ganze auszurichten. Das Gymnasium als Erziehungsanstalt für geistige Führer erfüllt seine wahre Bestimmung nur dann, wenn es seine Kräfte in erster Linie zur Entfaltung, Ordnung, Richtung und Gestaltung des Seelenlebens einsetzt.

Es ist nicht verwunderlich, daß dieser unerschrockene Kämpfer, von dem so viel Anregung, Ermutigung und Hoffnung ausgegangen ist, auch heute noch, da er in hohen Jahren steht, gelegentlich zur Feder greift, um seine Anschauungen über den Zweck der höhern Schulbildung dem jungen Zeitgeschlecht in Erinnerung zu bringen.

Einer seiner eindrucksvollsten Beiträge erschien in der „NZZ“ Nr. 263/1964 mit der Überschrift: „Um was es heute am schweizerischen Gymnasium geht.“ Darin befürwortet er vor allem eine gründliche muttersprachliche Bildung: „Wie die Volksschule kennt das Gymnasium keine größere und wichtigere Aufgabe als die Pflege der Muttersprache; denn durch die Muttersprache wird der Schüler Mensch.“ Dabei denkt der Verfasser weniger an Sprachwissenschaft im Sinne der Schulgermanistik als an die Übung im mündlichen und schriftlichen Ausdruck.

Diese Forderung hat aber nicht nur das Deutschfach zu erfüllen, sondern sie gilt für den gesamten Unterricht. Nicht nur der Deutschlehrer, sondern auch der Pädagoge der andern Fachgruppen muß „*in hohem Maße muttersprachlich geschult sein*“. Hans Fischer verlangt deshalb, daß für sämtliche Anwärter des Gymnasiallehrerberufes an der Universität „*ein bedeutender einjähriger Muttersprachekurs*“ eingeführt werde, damit sie in ihrer späteren Praxis „nicht nur Fachlehrer, sondern auch Muttersprachelehrer“ seien.

Über die Ausdehnung eines derartigen Sprachkurses auf die Kandidaten aller Disziplinen wird man sich wohl kaum einigen können. Etwas anderes aber ist es, ihn für die Germanisten obligato-

risch zu erklären. Darüber bestehen bereits Lehrgänge, die an deutschen Universitäten und Studienseminarien erprobt werden. Es scheint mir an der Zeit, daß man sich auch in der Schweiz mit dieser Neuerung befasse.

In der Denkschrift der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin über die „Ausbildung der höhern Lehrer an der Universität“ heißt es: „Besondere Erwähnung verdient noch die Seite der Lehrerbildung, die auf Können und Fertigkeiten im engern Sinne gerichtet ist. An erster Stelle steht hier die Forderung, daß sich jeder Lehrer, wenn er es leider noch nicht auf der Schule gelernt hat, in deutscher Sprache gut zu reden und zu schreiben übe; gut zu reden nicht nur in stilistischer Hinsicht, sondern auch im Sinne guter Aussprache und Vortragskunst.“

Wie dieses Begehr zu erfüllen ist, darüber gibt Susanne Engelmann, die berühmte Verfasserin der „Methodik des deutschen Unterrichts“, Auskunft:

„Was muß geschehen? — Es gilt, Menschen zu finden, Künstler und Gelehrte, die willens und fähig sind, Stilübungen mit den Studenten zu veranstalten. Vorlesungen über Stilkunde können diese Übungen in keiner Weise ersetzen. Jede Stilform, Witz, Schwank, Anekdot, Sachbericht, Beschreibung von Gegenständen, von Landschaft und Kunstwerk, von Tier und Mensch, mündlicher und schriftlicher Ausdruck, Einzelbericht und Gespräch, Briefe jeder Form und jeden Inhalts müssen geübt, der gleiche Inhalt in verschiedener Form geschrieben und die sprachlichen Ausdrucksmittel aus dem Unbewußten gehoben werden zu bewußter und beherrschter Form.“

„Die hier vorgeschlagene Stilbildung könnte in vierstündigen Übungen, die auf vier Semester zu verteilen wären, die Studenten zur Beherrschung ihrer Muttersprache führen... die gleiche Stundenzahl müßte für die vorher geforderte Stimmbildung, Sprechtechnik und Schulung von Prosa und Dichtung angesetzt werden, so daß der Germanist während eines Studiums von acht Semestern durchgängig vier Wochenstunden auf die praktische Ausbildung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache verwenden würde.“

Am bedeutungsvollsten und gewichtigsten für einen neuen Bildungsgang des Deutschlehrers scheinen mir die Ausführungen des großen Sprachpädagogen Robert Ulshöfer zu sein. Im ersten 1963 erschienenen Band seiner „Methodik des Deutschunterrichts“ lesen wir:

„Der Deutschunterricht ist ein wissenschaftliches und künstlerisches Fach; er setzt eine wissenschaftlich-theoretische und eine handwerklich-sprachliche Ausbildung während des Studiums voraus. Eine Umstimmung des Germanistikstudiums ist nötig. Die heutige Ausbildung ist einseitig theoretisch, und diese theoretische Ausbildung einseitig ästhetisch und literarhistorisch ausgerichtet. Lesen, Schreiben und Sprechen lernt man, indem man selbst einfache, bescheidene Schöpfungen hervorbringt. Die Studenten der Germanistik hören viel zu viel und bringen zu wenig hervor. So wie der Lehrer der bildenden Kunst und der Musik nicht nur Kunstgeschichte pflegt und sich im Interpretieren übt, sondern im Malen und Musizieren, so soll der Deutschlehrer während des Studiums den Zugang zum Verständnis literarischer Werke sich nicht allein auf dem Wege über den Intellekt erarbeiten, sondern über eigene, einfach-bescheidene literarische Hervorbringungen. Versuche in Verfertigung literarischer Kleinformen — Märchen, Fabel, Anekdote, Epigramm, Sprichwort, gereimte Prosa —, Versuche der Regieführung, der Rezitation sollen das wissenschaftliche Studium begleiten — nicht ersetzen, bereichern — nicht schmälern. Davon ginge eine heilsame Wirkung auf die Kunst der Interpretation und auf die Schule aus.“

Es ist höchste Zeit, auch bei uns diesen Anregungen Gehör zu schenken. Sie gehen in erster Linie den Verein Schweizerischer Deutschlehrer an. Bis heute hat man das Thema kaum berührt.

Otto Berger

Es gibt so große Worte, die so leer sind, daß man darin ganze Völker gefangenhalten kann.

Stanislaw Jerzy Lec (polnischer Satiriker, geb. 1909),
„Neue unfrisierte Gedanken“ (deutsch bei Carl Hanser,
München 1964)

Wenn ich den Gedanken beim Wort nehme, kommt er.

Karl Kraus (aus dem Band „Beim Wort genommen“,
Kösel-Verlag)